

Diakonie im Gemeinwesen

1 Umbrüche, die uns herausfordern: neue Gräben, neue Brücken

1.1 Die neue Suche nach Heimat

„Nido“ wie „Nest“ heißt die neue Familienzeitschrift vom „Stern“ und sie erzählt in einer ihrer Titelgeschichten, wie junge Eltern Stadtteilpolitik machen. Wer kleine Kinder hat, sucht nach einem Platz zum Leben und Bleiben, nach haltenden Nachbarschaften und Menschen, die unkompliziert bereit sind, gemeinsame Interessen wahrzunehmen. Aber auch, wer älter wird, sucht einen Platz, an dem er nicht vereinsamt, wo kulturelle und soziale Angebote nahe liegen, wo der Kontakt zu anderen Generationen erhalten bleibt. Letztlich sucht jeder von uns einen Platz, wo die eigenen Fähigkeiten und Begabungen zum Tragen kommen können. Wir wünschen uns einen Ort, wo man uns wiedererkennt, Menschen, mit denen wir uns verständigen können, ohne immer wieder von vorn anzufangen. Wir wünschen uns einen Lebensraum, dessen Rhythmen und Symbole wir uns erschlossen haben. Eine Nachbarschaft, in der man einander hilft. Eine Stammkneipe, wo man uns begrüßt. Heimat. Was allen in die Kindheit scheint und wo noch keiner war, wie Ernst Bloch es ausgedrückt hat. Wie stark diese Suche ist, dass sieht man daran, wo sich heute zivilgesellschaftliche Bündnisse festmachen: Gorleben, Hamburg, Stuttgart 21 – das sind Bürgerbewegungen, die sich an einem Ort kristallisieren. Oft gerade da, wo Menschen das Gefühl haben, dass ihnen im Zuge der Globalisierung und Modernisierung Heimat genommen wird, dass ihr Viertel wegsaniert und ökonomisiert wird, dass Natur zerstört wird.

8 Millionen Deutsche leben zeitweilig im Ausland und entsprechend viele Migranten in unserer Gesellschaft. Die Wanderungsbewegungen, die damit verbunden sind, zwingen uns zu dauernden Anpassungs- und Veränderungsprozessen. Die wachsende berufliche Mobilität verändert Alltag und Familienleben: jedes dritte Paar zwischen 20 und 40 lebt in einer Pendelbeziehung. Und nahezu jede Familie muss die täglichen Wege in der eigenen Stadt überbrücken: Zwischen Tageseinrichtungen und Schulen, Arbeitsplätzen, Sportstädten und Vereinen. Wir managen uns per Familienkalender, sind oft nur noch virtuell erreichbar und ringen um gemeinsame Rhythmen und Zeiten. In einer solchen Welt ist es für Kinder und Ältere, für demenzkranke und behinderte Menschen schwer, sich zu orientieren und Halt zu finden. Ihnen begegnen wir in der Regel nicht im Betrieb, sondern im Stadtteil. Dort fände sich „das En-

semble der Opfer“, hat der Theologe Ernst Lange schon in den 70er Jahren geschrieben, als er die Ladenkirche in Spandau gründete. Kinder und Alte, aber auch Hartz-IV-Empfänger und Asylsuchende – Menschen also, die in Ihrer Mobilität eingeschränkt sind, sei es körperlich, sei es finanziell - sie brauchen ein Wohnumfeld, in dem sie sich zu Hause fühlen können.

Die Förderung „der sozialen und kulturellen Netzwerke“ im Stadtteil ist inzwischen auch Thema der Stadtentwicklung geworden. So spricht die „Leipzig-Charta“ von 2007 von „integrierter Stadtentwicklung“ – hin zur nachhaltigen europäischen Stadt. „Wie müssen die Institutionen beschaffen sein“, fragen die Stadtplaner, „damit sie es den in ihnen lebenden Individuen ermöglichen, sich – als Handelnde – mit ihnen zu identifizieren? Wie sehen soziale Institutionen aus, die man als ‚Verkörperung‘ von Freiheit verstehen könnte?“ Heimat in einer mobilen Welt, das wird darin deutlich, ist genau das, was Ernst Block beschreibt: Ein Ort, wo noch keiner war, eine Lebenswelt, die wir zuerst gemeinsam schaffen. Der alte Mief, die Enge, aus der wir fliehen wollten, sind daraus verschwunden. Heimat, ist nicht immer schon da - sie findet sich erst am Ende aller Fluchtwege – als ein Platz, den wir gestalten müssen, damit wir zu uns selbst finden und miteinander leben können.

Sich an diesem Prozess zu beteiligen, ist eine wesentliche Herausforderung für Kirche und Diakonie. Es genügt nicht mehr, die Kirche im Dorf zu lassen und sie denkmalpflegerisch zu erhalten. Heute geht es darum, die Kirche wieder neu im Stadtteilbewusstsein zu verankern – die Türen zu öffnen und Räume anzubieten, Milieus zu überbrücken und gemeinsame Erfahrungen zu gestalten, Andockpunkte zu bieten für Hilfe und für Engagement. Das geschieht, wenn die Vesperkirchen sich für Tafeln öffnen, aber auch, wenn gemeinsame Gottesdienste gefeiert werden, wie jüngst in Duisburg. Für Stunden, für Wochen finden Menschen zu sich selbst und zu ihren Gefühlen, finden Heimat auf dem Weg nach dem ewigen Zuhause, wie Bodelschwingh es einst ausgedrückt hat. Wer anderen in diesem Sinne Heimat geben will, eine offene Herberge, der muss sich allerdings zunächst selbst als Teil des Gemeinwesens erleben – das unterscheidet Kirchengemeinden nicht von Schulen und Betrieben, Sportvereinen und Einzelhandelsgeschäften.

Viele sind schon in dieser Richtung unterwegs. In Stralsund zum Beispiel hat das Kreisdiakonische Werk die Trägerschaft eines Gemeindezentrums übernommen und

dieses ehemals kirchliche Gebäude zu einem Nachbarschaftszentrum ausgebaut. Ortsgruppen – von den Naturfreunden über die Volkssolidarität bis hin zu Gruppen der Kirchengemeinde – tagen dort, ein „Umsonstladen zog ein - nach eigener Aussage: zweite Heimat für die dort ehrenamtlich Arbeitenden. Der Gottesdienstraum behält seine Bestimmung und wird als Ort der Stille genutzt. Und in der Diakoniekirche in Offenbach werden kirchliche und diakonische Handlungsfelder neu aufeinander bezogen: das Familienzentrum, basierend auf der Tageseinrichtung, ist der Knotenpunkt im Netzwerk Familienbezogener Dienste, das Beratungszentrum unterstützt die Einzelnen in ihren individuellen Notlagen und der diakonische Gemeindeaufbau zielt ganz auf Community Organising und interkulturelle Projekte. Denn die Diakoniekirche liegt im Mathildenviertel, wo Menschen aus 50 verschiedenen Nationen zu Hause sind. Eine wesentliche Aufgabe ist darum, Barrieren in Sprache und Kultur abzubauen und deutlich zu machen, in welcher Weise das Miteinander der Religionen Vertrauen schafft. AWO und Caritas, Schulen und interkultureller Arbeitskreis – hier machen viele mit, damit eine neue Heimat entsteht.

Die beiden Standorte gehören zu den etwas 80 Projekten der „Gemeinwesendiakonie“, die wir in den letzten Jahren identifizieren und verknüpfen konnten. So wie das Begegnungszentrum in Neustadt, das Augustinerkloster in Gotha, die Vesperkirche in Stuttgart und all die anderen. „Der Begriff „Gemeinwesendiakonie“ wurde zunächst vom DW EKD geprägt und steht für die Bewegung „vom Fall zum Feld“, wie Wolfgang Hinte das nennt: Für eine stärkere Orientierung diakonischer Angebote an sozialräumlichen Gegebenheiten, aber auch für eine vertiefte Zusammenarbeit von diakonischen Einrichtungen und Kirchengemeinden und schließlich für eine Öffnung kirchengemeindlicher und diakonischer Räume für andere zivilgesellschaftlich relevante Gruppen. Gemeinwesendiakonie lässt sich also ein auf das milieuübergreifende und interkulturelle Zusammenleben in Städten und Gemeinden. Und wenn es gut geht, dann ist „Kirche mittendrin“ in Kiez, Quartier und Viertel und übernimmt Mitverantwortung für dessen Entwicklung. Genau daran hat auch das Städtebauministerium ein hohes Interesse, wie sich zur Zeit bei der Entwicklung des Projekts „Kirche findet Stadt“ zeigt. Die Förderung ist dazu gedacht, die Netzwerke zu stützen und die Ressourcen zu nutzen, die die Kirchen und Religionsgemeinschaften mit ihrer tiefen Verankerung im Stadtteil haben.

1.2 Gesellschaftliche Spaltung

Von einer Spaltung der Gesellschaft ist in jüngster Zeit immer häufiger die Rede – nicht nur im Blick auf die zunehmende Spreizung der Einkommen, die Trennung in Bildungsgewinner und Bildungsverlierer, sondern auch im Blick auf unterschiedliche ethnische Gruppen, Migranten und Autochthone. Während die Anforderungen an Mobilität wachsen, nimmt zugleich die Bedeutung der Herkunft zu. Schichtzugehörigkeit und ethnisches Herkommen bestimmen in Deutschland nach wie vor den Bildungserfolg, die gesundheitliche Versorgung, den gesellschaftlichen Aufstieg. Während die geographische Mobilität zugenommen hat, hat die soziale abgenommen. Sozialwissenschaftler reden gar von der meritokratischen Schließung: Man heiratet im selben Gesellschaftssegment, in ähnliche Berufsgruppen. Die Generation der Erben sorgt dafür, dass ihre Nachkommen die gleichen Privilegien genießen, und eine ganze Gruppe der Wohlhabenden droht sich abzukoppeln - steuerlich ins Ausland, in der Bildung auf private Institute. So entstehen Parallelwelten in den Stadtteilen und Schulen einer Stadt, und der Migrantenanteil ist dabei nur ein Indikator. Längst können wir auf Karten verfolgen, wie die soziale Segmentierung sich ausweitet.

Wie gefährlich diese Entwicklung ist, ist uns gerade in diesem Jahr bewusst geworden: im europäischen Jahr gegen Armut und Ausgrenzung erleben wir paradoxerweise eine Spar – und Steuerdebatte, die die Spaltung verschärft. Dabei zeigen Untersuchungen wie die von Wilkinson, dass Menschen in einer eher von Gleichheit geprägten Gesellschaft im Durchschnitt glücklicher, gesünder, gebildeter und weniger von Kriminalität betroffen als in Gesellschaften mit großen Vermögensunterschieden, und dass die Kosten für Gesundheit, Jugendhilfe und Strafanstalten wachsen, wo die Schere auseinandergeht. Tatsächlich brauchen wir eine Inklusionspolitik, die im Sinne der EKD-Denkschrift „Gerechte Teilhabe“ Familien-, Sozial- und Bildungspolitik verknüpft. Die 2006 erschienene Denkschrift mit dem Untertitel „Befähigung zu Eigenverantwortung und Solidarität“ entfaltet ihr Gerechtigkeitsverständnis auf der Basis der Beteiligungsgerechtigkeit, die auf alle gesellschaftlichen Gruppen ausgerichtet ist und Männer wie Frauen, alte und junge, gesunde wie kranke Menschen im Blick hat. Teilhabegerechtigkeit zielt auf eine möglichst umfassende Integration und die Eröffnung von Zugängen zu Bildung, Gesundheit, Arbeitsmarkt.

Auf dem Arbeitsmarkt geht es dabei um Themen wie Mindestlohn und Grundsicherung angesichts der wachsenden Zahl prekärer Beschäftigungsverhältnisse, in den

Schulen um die Integration verschiedener Bildungsgänge, und im Stadtteil um soziale Netze, die die Teilhabechancen verbessern – von der Frühförderung über den Ausbau von Krippen- und Ganztagsplätzen bis zu Pflege- und Sozialberatungsstellen für Ältere. Hier sind Kirche und Diakonie gefragt - mit ihren Familienzentren, ihren Mehrgenerationenhäusern, aber auch mit der Öffnung von Kirchen und Gemeindehäusern zum Wohnumfeld. Vom ursprünglichen Selbstverständnis der Kirche her wäre jedes Gemeindehaus als Mehrgenerationenhaus zu verstehen. Besonders erfolgreiche Projekte gehen aber darüber hinaus und gewinnen externe Partner zur Kooperation.

Die Denkschrift „Gerechte Teilhabe“ hat deutlich beschrieben, dass und warum dieser Schritt vielen Kirchengemeinden schwer fällt: Unsere Gemeinden sind nach wie vor Mittelschichtgemeinden mit einem geschlossenen Milieu, das Benachteiligten den Zugang erschwert. Unter den Engagierten sind formal hoch Gebildete und wirtschaftlich gut Situierte deutlich überrepräsentiert. Dabei lässt sich durchaus ein positiver Zusammenhang von Bildungsstatus, Haushaltseinkommen, Größe von Familie- und Freundeskreis, kirchlicher Verbundenheit, Spendenbereitschaft und freiwilligem Engagement darstellen. Christen übernehmen soziale Verantwortung. Ärmere Menschen allerdings sind in vielen christlichen Gemeinden in Deutschland wenig oder gar nicht sichtbar“, wie die Denkschrift formuliert.¹ Dort heißt es: „Aus der Sicht der von unzureichenden Teilhabemöglichkeiten betroffenen Menschen zählen die Kirchen, gemeinsam mit anderen Einrichtungen, deswegen in der Regel zu denen, die eher „oben“ angesiedelt sind und mit denen man zwar unter bestimmten Bedingungen etwas zu tun hat, zu denen man aber nicht gehört und in denen man sich deshalb auch nicht betätigt. Die Gründe für diese mangelnde Beteiligung liegen in erheblichen emotionalen, kulturellen und sozialen Distanzen.“

Die Zusammenarbeit mit Diakonischen Diensten und Fachkräften, die einen anderen Zugang zu benachteiligten und bildungsfernen Milieus haben, ist ein wichtiger Schlüssel zur Öffnung der Gemeinden – genauso wie die Kooperation mit Schulen oder Vereinen. Diese neue Subsidiarität kann allerdings nicht bedeuten, Staat und Kommunen aus der Pflicht zu nehmen. Dass derzeit aufgrund der Finanzknappheit gerade die freiwilligen Leistungen abgebaut werden, die wichtige Knotenpunkte im Netz sind, ist ein Problem auch für die kirchlichen Träger.

¹ Gütersloh 2006

2 Sozialregime im Umbruch

2.1 Zur neuen Bedeutung von Quartier und Bürgergesellschaft

Keine Frage: die soziale Struktur unserer Gesellschaft ist im Umbruch. Dabei geht es um mehr als um die fiskalische Krise der sozialen Sicherungssysteme. Zwar wirken sich die prekäre Beschäftigungsverhältnisse, unterbrochene Erwerbsbiografien und Teilzeitbeschäftigungen auf die Stabilität der sozialen Sicherungssysteme aus – aber der demographische Wandel und die Veränderung von Familie und Geschlechterrollen verändern unsere Vorstellungen vom Miteinander viel grundlegender. Einerseits steigt der Bedarf an sozialen, pädagogischen und gesundheitlichen Dienstleistungen in der Kindererziehung wie in der Altenpflege, andererseits stoßen Professionalisierung und Ökonomisierung personell wie finanziell an ihre Grenze. In dieser Situation schaut die Sozialpolitik aufs Quartier. Denn die gesellschaftlichen Prozesse von Einzelung und Benachteiligung, von Segregation und Exklusion manifestieren sich in den Wohnvierteln. Die Erfahrung zeigt aber auch: Das Quartier hält ungeahnte Ressourcen bereit. In Familienhilfe und Altenarbeit, in Behindertenhilfe und Armutsbekämpfung gibt es deswegen einen neuen Blick auf das Quartier - sei es mit dem Programm soziale Stadt in der Armutsbekämpfung, sei es mit neuen Wegen der Quartierspflege, den Mehrgenerationenhäusern und der Vernetzung im Wohnquartier in Altenarbeit und Pflege oder auch mit den Bündnissen für Familie und den Familienzentren in der Jugendhilfe. Dazu passen die palliative Netze und Medizinische Versorgungszentren im Gesundheitswesen genauso wie die Wiederentdeckung der Gemeindegewerkschaft in neuer Gestalt.

Aus diesem Grund haben wir auf der Ebene der EKD im Sommer 2008 eine erste Konsultation zur Gemeinwesendiakonie durchgeführt, zu der wir neben Gemeindeprojekten und solchen aus der Diakonie auch kirchliche Verbände und diakonische Unternehmen eingeladen haben: die Evangelische Arbeitsgemeinschaft für Altenarbeit und das Johanneswerk mit seiner Quartierspflege, die Evangelische Aktionsgemeinschaft Familienpolitik und das Netzwerk Gemeinden gegen Armut und Ausgrenzung. Mit zum Teil unterschiedlichen Fachtermini ist an vielen Stellen die gleiche Bewegung in Gang – und sie hat schon früher begonnen, als in den Bürgerbewegungen der 70er Jahre die Frage nach Integration in den Blickpunkt rückte. Von der Psychiatrieenquête und der Sozialpsychiatrie bis zur Hospizbewegung ging es letztlich um die Öffnung stationärer Einrichtung und eine Rückführung der Hilfebedarfe in den Sozialraum. Die Konversionsprozesse der alten Anstalten von Hephata bis Als-

terdorf und Bethel zeigen sinnbildlich was es heißt, Segregation zu beenden und neue, gemeinsame Räume zu schaffen. Teilhabe jenseits der Erwerbsarbeit zu organisieren.

Damit das gelingt, brauchen wir einen neuen Mix aus Professionalität und bürgerschaftlichem Engagement, aus bezahlbaren Leistungen und sozialem Einsatz - eine aktive Bürgergesellschaft. Ehrenamtliche sind die „Detektoren“ für neue soziale Notlagen und offene gesellschaftliche Fragen. Was wären Tageseinrichtungen und Schulen ohne ehrenamtliches Engagement? Was die Palliativstationen und Hospize ohne die Bereitschaft von Menschen, sich Sterblichkeit aktiv zu stellen, um das Leben neu zu entdecken? Wie sähe die Integration behinderter Kinder aus ohne den wunderbaren Einsatz der Eltern, die sie trotz vieler schmerzhafter Erfahrungen zur Welt gebracht und erzogen haben? Wer würde die Alzheimer-Erkrankung zum gesellschaftlichen Thema machen, wenn nicht die Angehörigen? Die neuen sozialen Bewegungen von der Hospizbewegung bis zur Tafelbewegung zeigen: Längst sind Menschen in diese Richtung unterwegs. Sie schließen sich zusammen - quer zu den alten, konfessionell oder weltanschaulich geprägten Verbändestrukturen. Zum Teil von Sponsoren aus der Wirtschaft unterstützt, wie bei der Tafelbewegung, geben sie auch Kirche und freie Wohlfahrtspflege neue Anstöße.

Wenn aus Hilfeempfängern Gestalter des eigenen Lebens werden sollen, Schwestern und Brüder auf Augenhöhe, sind Christen gefragt. Und damit meine ich nicht nur die Institution Kirche oder die Träger der Diakonie, sondern vor allem die Gruppen und Initiativen, die Notlagen frühzeitig aufspüren und kreative Lösungen suchen. Gemeinwesendiakonie vernetzt deshalb „die Vielfalt der protestantischen Familie“, wie es in den 12 Kriterien der Gemeinwesendiakonie von „Kirche mittendrin“, unserer Initiative auf dem Zukunftskongress in Kassel, heißt: „Kirchengemeindliches Engagement, evangelische Einrichtungen, diakonische Dienste und kirchliche Werke gehören zusammen.“ Diakonie hat eben nicht nur eine Rolle auf dem Sozialmarkt, sie ist auch der kirchliche Kristallisationspunkt für die Erneuerung unserer Sozialkultur. Und Kirche schlägt mit ihrem freiwilligen Engagement auch eine Brücke in die Gesellschaft. Soziale Netzwerke geben Menschen Halt und Orientierung. Deswegen ist es für die zukünftige Entwicklung unserer Kirche entscheidend, diese Potentiale wahrzunehmen und auf ihre Kraft zu setzen. Leider machen Engagierte vor Ort oft die gegenteilige Erfahrung. So formulierten die Teilnehmer und Teilnehmerinnen des Forums „Wir lassen die Kirche im Dorf“ bei unserer Ökumenischen Ehrenamtstagung

im Januar 2009 in Köln: „Wegen fehlender Einnahmen vergrößern die Kirchen ihre Seelsorgebereiche. Die Aufgabe ist aber, Menschen aus unterschiedlichen lebensweltlichen Zusammenhängen vor Ort zu verbinden, mit ihnen Räume für geistliche Erfahrungen zu eröffnen, sie zu begleiten und zu beteiligen.“

2.2 Kirche und Kommune – Theologische Überlegungen

Die Erklärung der EKD-Synode 2009 zum Ehrenamt verweist auf das Grundprinzip der Reformation, das Priestertum aller Getauften. Ein früherer Entwurf nahm darüber hinaus Bezug auf die Quellen ehrenamtlichen Engagements in der Diakonie des 19. Jahrhunderts. Für Wichern bildeten die informellen Netzwerke, die Vereine und Verbände den Kern diakonischer Arbeit. Diese so genannte freie Diakonie, schrieb er, verdanke ihren Ursprung und ihre Erhaltung „weder den amtlichen Organen der Kirche als solchen, noch den Organen der bürgerlichen Gemeinde als solchen, sondern einzelnen, freiwillig sich dafür bestimmenden Gliedern des christlichen Gemeinwesens.“¹ Wie heute spielte das Gemeinwesen in der diakonischen Achsenzeit des 19. Jahrhunderts neben dem bürgerschaftlichen Engagement eine zentrale Rolle. Armutsbekämpfung, Gesundheitsfürsorge, Bildungsangebote standen dabei im Mittelpunkt. Nach dem Brand in Hamburg 1842 entwickelte Wichern ein Wohnungsbauprogramm, das er 1846 in einer kleinen Schrift so beschrieb: Er stellte sich eine Art Gehöft mit 150 und 200 Wohnungen vor. In ihrer Mitte eine Schule, eine Bibliothek, die dort Wohnenden organisieren sich in einem Kranken- und Begräbnisverein, um Menschen ohne Familienbeziehungen in Notlagen in ein solches „Familiengemeinwesen“ einzubinden. Aus diesen „neue(n) Gliederungen der bürgerlichen Geselligkeit“, so dachte er, würden „mit einer gewissen Notwendigkeit gleichmäßig die Quellen eines bürgerlichen Wohlstandes und einer geheiligten Gesinnung entspringen.“² In der Organisation des Gemeinwesens sah Wichern sogar eine missionarische Strategie. In Konfrontation mit den gängigen kirchlichen Denkmustern betonte er, es gehe nicht nur darum, das Wort Gottes zu predigen, sondern den „Schlüssel zu den Herzen wieder zu entdecken“³ Er fand ihn in einer neuen Kultur des Miteinanders, die spürbar auf das Reich Gottes hin weist: Ziel sei, so schreibt er, dass „die ganze Kultur „durch den Geist christlichen Lebens zu ihrer eigenen Vollendung“⁴ kommen soll.

² Ebd..

³ A.a.O., 321

⁴ A.a.O., 242.

Wichern hatte eine andere Wirklichkeit im Blick als wir heute: ein geschlossenes, christliches Gemeinwesen, eine Staatskirche, der diakonisches Handeln fehlt. Dagegen leben wir in einer Vielfalt von Lebensentwürfen und inmitten von Brüchen. Das Verhältnis zwischen Kirche, Gemeinwesen und Gesellschaft kann nicht mehr als harmonisches Miteinander beschrieben werden. Selbst die Vorstellung konzentrischer Kreise von Kirchengemeinde und Bürgerlicher Gemeinde, die Karl Barth 100 Jahre später entwickelt hat, trägt nicht mehr. Vielleicht ist es aber gerade deshalb die Ganzheitlichkeit in Wicherns Entwurf, die uns heute wieder anspricht. Im diakonischen Handeln entdeckt er einen Vorschein des Reiches Gottes, das mitten in der Welt erfahrbar wird. Nach den Brüchen des 3. Reiches betont noch Karl Barth das Bezogensein von Kirche und Kommune und hält fest: Die Kirche „verkündigt die Herrschaft Jesu Christi und die Hoffnung auf das kommende Reich Gottes“. Sie erinnert an „Gottes Reich, an Gottes Gebot und Gerechtigkeit und damit an die Verantwortung der Regierenden und Regierten“, so die Barmer Theologische Erklärung. Wer Gemeinwesen gestalten will, bekommt es eben immer auch mit politischen Prozessen zu tun: mit den knappen Mitteln der Kommunen, mit Sozialplanung und den Globalisierungsprozessen von Firmen, die auf ihrem Rückzug soziales Engagement streichen oder Arbeitsplätze vernichten. Heimat ist kein idealer Ort jenseits von Wirtschaft und Politik. Heimisch werden geschieht immer auch im Ringen um Versöhnung und Erneuerung.

Spätestens seit dem ökumenischen Wort zur wirtschaftlichen und sozialen Lage von 1998 sprechen die Kirchen in Fragen der Gerechtigkeit von der vorrangigen Option für die Armen. Gerade in den Gemeinden sollen sie eben nicht nur die Mittelschichtklientel im Blick haben, sondern das „Ensemble der Opfer“, von dem Ernst Lange sprach. Menschen, die in ihren Teilhabemöglichkeiten eingeschränkt sind, Zugänge zu eröffnen, ist für Lange Ziel aller Arbeit im Gemeinwesen. Dabei kommt die Ortsgemeinde auch als „Wohnwelt“⁵ in den Blick: „Hier wird konsumiert, auch öffentliche Meinung konsumiert, hier also gebildet und getragen, hier ist der Ort gegenseitiger Befreiung oder gegenseitiger Zerstörung in den Geschlechterbeziehungen, hier werden kleine Kinder erzogen oder deformiert, hier vereinsamen alte Menschen, grüne Witwen und enttäuschte Adoleszenten. Warum um Gottes Willen denkt die Kirche so gering von diesem Wirkraum.“

⁵ A.a.O. 150.

2.3 Kirche und Diakonie im Gemeinwesen

„Gehen Sie an einem festen Tag, zu einer festen Uhrzeit in ein Cafe und lesen dort ein Buch oder eine Zeitung. Wiederholen Sie dies jede Woche oder öfter, aber immer zu selben Zeit am selben Ort, schaffen Sie sich Ihr Ritual. Sie werden feststellen, dass sich etwas verändert. Das Wahrnehmen unserer Umgebung ist von ihrer Veränderung abhängig. Wenn wir also zur selben Zeit am selben Ort sind, stellen wir fest, dass doch nicht alles immer gleich und trostlos ist, wir nehmen es nur zu selten wahr. Außerdem hat das Ritual einen sozialen und kommunikativen Effekt. Man wird Sie schnell als Stammgast erkennen, vielleicht lernen Sie andere Menschen kennen. Sie entwickeln ein Gefühl des Heimischen, das nichts mit Ihrer Wohnung zu tun hat. Dadurch entsteht ein anderer Blick auf Sie selbst, das Umfeld, die eigene Bedeutung und die Mitmenschen und die Stadt, in der man lebt“. Diese Idee ist eine von vielen aus dem wunderbaren Bändchen „Von wegen nix zu machen“ von Franz Meurer, Jürgen Becker und Martin Stankowski. Franz Meurers Stadtteilarbeit in Hövi-Land, in Köln Höhenberg-Vingst, gehört für mich zu den vorbildlichen und nachhaltigen Formen kirchlicher Gemeinwesenarbeit, die die Lebensqualität im Stadtteil wirklich steigern.

Die Idee, sich regelmäßig in ein Cafe zu setzen, bis es zur Stammkneipe wird, und so die Wirklichkeit mit neuen Augen zu sehen, habe ich, ohne Franz Meurer zu kennen, vor mehr als 20 Jahren im Wickrather Gemeindeladen umgesetzt. Wir hatten damals in der Tradition von Ernst Lange ein Ladenprojekt in der Fußgängerzone gegründet - einen offenen Diakonieladen mit Cafe und Kleiderkammer, mit Büchereiarbeit und Sozialberatung, mit Bildungsangeboten und Mutter-Kind-Gruppen. Professionell geleitet von einer Sozialpädagogin, begleitet von mehr als 25 freiwillig Engagierten. Der Laden, der bald sein 25jähriges Jubiläum feiert, war für mich ein Schlüssel für die Zusammenarbeit von Kirche und Diakonie und die Chancen freiwilligen Engagement. Er war ein Experimentierfeld für die Zukunftsgestalt der Gemeinde.

Dabei schließe ich mich dem holländischen Theologen Jan Hendricks an, der Gemeinde als Herberge auf dem Weg versteht. Seine konkrete Utopie für das 21. Jahrhundert sieht Wesen und Auftrag der Gemeinde in einer dreifachen Begegnung: Begegnung mit Gott, Begegnung miteinander und Begegnung mit der Gesellschaft. Alle drei Dimensionen sind unauflöslich miteinander verbunden. Fällt eine weg, fallen alle. Wie diese drei zusammengehören, wird in jeder einzelnen sichtbar. In den zwölf Kriterien zur Gemeinwesendiakonie haben wir deshalb festgehalten, dass Aktion und

Kontemplation in der Arbeit zusammen gehören: dass Teams Räume zum Innehalten und zur Vergewisserung brauchen, damit sie „ sich nicht in binnenkirchlichen Milieus einrichten oder die eigen Arbeit vorschnell diakonisch institutionalisieren und sich nicht selbst durch geschäftiges Treiben verausgaben“:

Als ich damals jeden Mittwoch Nachmittag an einem der kleinen Kaffeehaustische im Gemeindeladen saß – und auch das war eine Form der Kontemplation- da begegneten mir gesellschaftliche Nöte in meiner eigenen Stadt, die ich vorher gar nicht wahrgenommen hatte: Arbeitslose kamen und erzählten von ihrer aussichtslosen Situation – und manche engagierten sich später im Ladenteam und fanden dort eine neue Aufgabe. Überforderte und verzweifelte pflegende Angehörige trafen sich in einer Gruppe. Alleinstehende Frauen erzählten von der Not, einen Freundeskreis zu finden. Und während ich dort mit Ihnen sprach, während wir im Team überlegten, welche Chancen wir hatten, leuchteten hinter so vielen Einzelschicksalen plötzlich gesellschaftliche Strukturen auf. Diese Erfahrung hat mich zur Diakonie gebracht.

Wenn Kirche soziale Orientierung geben will, wird es Zeit für neue Modelle der Verknüpfung und eine strategische, gemeinwesenorientierte Zusammenarbeit von Kirche und Diakonie. Genau das wollen die Konzepte zur Gemeinwesendiakonie, zur Kirchenkreissozialarbeit, zum Dritten Sozialraum. Beispiele dafür sind die WIR-AG der Ev.-lutherischen Kirche in Bayern oder „diakonisch auf gutem Grund“ in Hannover. Noch allerdings erweist sich der Brückenschlag als ein Kunststück. Denn einerseits verlangt die Pluralisierung der Gesellschaft, das Nebeneinander verschiedener Milieus, eine Differenzierung und Pluralisierung der Angebote, die Kirche und Diakonie zu einer neuen Profilierung treiben. Dabei stehen sie sich aber oft genug gegenüber wie Markt und Kommune, wie Staat und Wirtschaft. Mit unterschiedlichen Rechtsformen und Organisationskulturen: Budgets und Bilanzen, Zielen und Leistungen auf der einen Seite – mit Haushaltsplänen, Stellenplänen und Zuständigkeiten auf der anderen. Die einen offen für unterschiedlichste Kooperationspartner und auch für Mitarbeiter anderer Konfessionen und Religionen, die anderen sorgsam auf Identität bedacht. Diakonische Arbeit überschreitet die Ortsgemeinde mit ihren Zuständigkeiten. Sie schließt die katholischen Bewohner der Behindertenwohngemeinschaft ebenso ein wie die Suchenden, die keine kirchliche Bindung haben - für Kirche mit ihren Loaylitätsrichtlinien oft eine schwierige Grenzüberschreitung. Denn Kirchengemeinden mit ihrer Konfessionalität und Mitgliederorientierung müssen institutionelle Grenzen ziehen. Anders als diakonische Dienste sind sie aber in ihrer paro-

chialen Struktur immer schon auf das Gemeinwesen bezogen. Pfarrerinnen und Pfarrer, Kirchenvorstände und Ehrenamtliche leben im Stadtteil, sie kennen Schulen und Vereine aus eigenem Erleben – anders als Diakoniemitarbeitende, die dazu oft im professionellen Gegenüber stehen. Das Gelingen von Gemeinwesendiakonie hängt davon ab, diese jeweiligen Blickwinkel chancenorientiert zusammen zu bringen - Lebensweltorientierung und Professionalität, Sozialraum und Dienstleistung, Kirche und Reich-Gottes-Bezug der Diakonie, aber auch: Orientierung an denen, die in die Gemeinde kommen und denen, die das besondere Engagement der Kirche brauchen.

3 KD-plus: Chancen und Erfolgsfaktoren der Gemeinwesendiakonie

„Mutig mittendrin“ ist der Titel einer kleinen Publikation des Sozialwissenschaftlichen Instituts der EKD zur Gemeinwesendiakonie, die die jüngste Studie des SI zum Thema vorstellt. Sie beschreibt Gemeinwesendiakonie als eine solche gemeinsame Strategie von verfasster Kirche und organisierter Diakonie, bei der kirchliche und diakonische Einrichtungen im Stadtteil mit einander mit Dritten kooperieren. Es geht um die Verbindung von verbandlichem, gemeindlichem und selbsthilfeorientiertem Handeln mit dem Ziel; Quartierseffekte zu erzielen, also nicht nur das eine oder andere gemeinsame Projekt durchzuführen. Im gemeinsamen Handeln sollen die Ressourcen des Gemeinwesens entdeckt und gehoben werden und lose Fäden verknüpft werden. Der Gemeinwesenbezug zeigt sich also in der Öffnung von Einrichtungen in die Nachbarschaft, in der Kooperation unterschiedlicher institutioneller Akteure und schließlich im gemeinsamen Beitrag zur Stadtentwicklung. Martin Horstmann und Elke Neuhausen, die Autoren von „Mutig mitten drin“ zeigen den Bezug dieser Haltung zu den Überlegungen in der so genannten Diakoniedenkschrift der EKD von 1998 mit dem Titel „Herz und Mund und Tat und Leben“, die zum 150jährigen Jubiläum der Inneren Mission veröffentlicht wurde. Auch diese Denkschrift ermutigt, Innovationen zu wagen und nennt dabei vier Aspekte: die Distanz zwischen Kirchengemeinden und Diakonischen Diensten zu überbrücken, die Kontakte zu den Betroffenen zu verbessern und ihre Bedürfnisse besser wahrzunehmen und schließlich die Vernetzung mit außerkirchlichen Initiativen.

Die Studie zeigt, dass Stadtteilorientierung nicht nur ein Umdenken einleitet, sondern auch eine zusätzliche Herausforderung darstellt – gerade dann, wenn bislang nur eine bestimmte Zielgruppe wie Kinder und Familien oder ältere Menschen im Blick war. Das Engagement im Quartier geht über die eigentlichen Aufgaben hinaus, für

die die hauptamtlich Mitarbeitenden angestellt sind. Das kann das Arbeiten aber auch erleichtern und zusätzliche, Ressourcen erschließen. Letztlich gelingt Gemeinwesenorientierung aber nur dann, wenn die Mitarbeitenden sensibel sind für die schon bestehenden Aktivitäten und Angebote anderer, und wenn sie ihr Tun generalistisch verstehen.

Kirchengemeinde bringen dabei ein ungeheures Sozialkapital ein - an Kontakten, Netzwerken und Beziehungen, an symbolischen Orten, an gemeinsamer Geschichte mit Stadt und Quartier. Sie haben Standorte, Kirchen und Gemeindehäuser mit oft unausgeschöpften Möglichkeiten und in aller Regel einen großen Vertrauensvorschuss, den es einzusetzen gilt. Und: sie haben eine Vision, die Vision einer Welt neuen Welt ohne Ausgrenzung und Zerstörung, das Bild des neuen Jerusalem, in dem die Stadt zum Tempel des Lammes wird und Altäre nicht mehr nötig sind. Wer mit diesem Bild auf die Wirklichkeit der Stadt schaut, bekommt einen weiten Horizont und freut sich auf die, die von Osten und Westen kommen. Zugegeben: das gelingt nicht immer. Es gibt auch die Angst mancher Kirchengemeinde, ihre angestammte Klientel zu verlieren, wenn sie sich für neue Menschen öffnet.

Seit unserer Konsultation im Sommer 2008 erleben wir in der Gemeinwesendiakonie eine wachsende Bewegung. Dazu gehörte das gut besuchte Forum beim Zukunftskongress in Kassel genauso wie eine Tagung in Hofgeismar im Januar dieses Jahres. Dennoch zeigt sich, dass die strategischen Entscheidungen, diesen Bereich zu stärken, noch in den Kinderschuhen stecken. Strukturell und finanziell hängt die Arbeit häufig an den Stellen für Kirchenkreisdiakonie und allgemeine Sozialarbeit oder an der Projektfinanzierung von Familienzentren oder Quartiersprojekten. Gerade weil diese Aufgabe generalistisch ist, wird sie noch immer schlechter bezahlt als die Arbeit mit ganz bestimmten Zielgruppen. Das verlangt neben Mut und Initiative auch Improvisationstalent und langen Atem.

Letztlich wird es nötig sein, die Rolle von Kirche und Diakonie in einer pluralistischen Gesellschaft mit knappen finanziellen Ressourcen neu zu definieren und schon heute ein neues Stück zu proben. Kirche und Diakonie, so die 12 Kriterien, sind Akteur und anderen Akteuren. „Je nach Situation, nach Ressourcen und Begabungen, nach Kräften und gesellschaftlichen Möglichkeiten können Kirche und Diakonie verschiedene Rollen einnehmen. Um es mit dem Bild einer Filmproduktion zu sagen: Sie können Produzent, Regisseur, Haupt- oder Nebendarsteller, manchmal vielleicht

auch nur Komparse sein. Wichtig ist, dass sie in ihrer Motivation und ihrem Profil erkennbar bleiben“

„Im Grundes sind wir in einer Übergangsphase“; sagt eine der Pfarrerinnen in der SI-Studie: „Wir machen hier gerade noch das Minimum, was man in einer Parochie machen muss, aber gleichzeitig probieren wir schon neue Formen.“ Das Altbewährte ist brüchig - das neue wächst in den Rissen und Brüchen heran. Was für die gesamte Gesellschaft gilt, das gilt auch für die Kirche. In dieser Situation geht es darum, den Alltag im Stadtteil zu teilen, gesellschaftliche Verantwortung wahrzunehmen, Brücken zu bauen: zwischen Kirche und Diakonie und weit darüber hinaus, und anderen Mut zu machen, mitzubauen an der neuen Gestalt des Sozialen.

4. Zum Schluss: Leben ist Brücken bauen

„Leben ist Brücken bauen über Gräben, die vergehn“, heißt es in einem Gedicht von Gottfried Benn. Brücken bauen ist eine zutiefst kirchliche, eine priesterliche Aufgabe. Brücken in die Gesellschaft zu bauen, eine diakonische.

Damit das gelingt, muss man

- erstens den Graben kennen: seine Tiefe und Breite ermessen können- vielleicht aus eigener Anschauung.
- zweitens muss man eine Vorstellung vom anderen Ufer haben. Das gilt nicht nur im Blick auf die Visionen, die uns tragen, die Bilder und Geschichten vom Reich Gottes, die die Kirche immer weiter erzählt. Es gilt auch im Blick auf die Zusammenarbeit zwischen unterschiedlichen Organisationen. Gemeinwesendiakonie braucht Pfarrer und Pfarrerinnen mit Diakoniebackground, Erzieherinnen und Pflegekräfte, die die Kirche kennen. Das wird, so scheint es mir, immer weniger selbstverständlich und braucht entsprechende Ausbildung und Personalentwicklung.
- drittens braucht man eine Vorstellung von den Pfeilern, die die Brücke halten und das Gemeinwesen tragen: man muss Schulen und Betriebe, Vereine und Cafes kennen. Oder, wenn man selbst keine solche Ortskenntnis hat, Menschen einbeziehen, die sich auskennen – als Brückenpfeiler und Sponsoren, als Freiwillige in Projekten.
- Viertens sind Menschen mit Seitenwechselefahrung nötig, die die unterschiedlichen Perspektiven würdigen können; Dolmetscher werden gebraucht, die die verschiedenen Fachsprachen kennen- zwischen sozialer Arbeit und Ökonomie, zwi-

schen Bibel und Lebenswelt, zwischen den Religionen vermitteln , und manchmal auch ganz einfach zwischen Deutsch und Türkisch.

Das Soziale lebt vom Geben und Nehmen, vom Hinüber und Herüber – auch wenn die Anonymität der sozialen Sicherungssysteme das leicht einmal in Vergessenheit geraten lässt. Gabenbeziehungen, auf denen zivilgesellschaftliches Engagement im Wesentlichen beruht, sind immer schon religiös geprägt und durchtränkt – auch wenn sich ihr religiöse Gehalt inzwischen säkularisiert und verflüchtigt hat. Darum ist es wichtig, die Geschichten und Gleichnisse in Erinnerung zu halten, die unsere Kultur diakonisch geprägt haben. Das gelingt oft am leichtesten im Tun. Nie sind mir die Werke der Barmherzigkeit so nah gewesen wie im Gemeindeladen mit seinem Mittagstisch und seiner Kleiderkammer, dem Pflegedienst und den Seelsorgegesprächen. Die neue religiöse Sprache, die zugleich sozial sensibel ist, muss im Dialog gefunden werden. Wo Kirche im Stadtteil aktiv wird, geht es deshalb nicht nur um soziale Professionalität. Es geht auch darum, Menschen zu helfen, die Kraftquellen für ihr Leben zu entdecken; die Quellen, die Mut machen und Hoffnung geben und die uns Heimat finden lassen mitten in den Umbrüchen unserer Zeit.

Cornelia Coenen-Marx, Oktober 2010, Bielefeld

ⁱ Über Armenpflege. Der Anteil der freiwilligen oder Privatwohltätigkeit an der christlichen Armenpflege, 1856, in Wichern, Sämtliche Werke III/1, 61-7ß [Zitat verifizieren]